


Ernst Christen

Rad fahren und Nirwana

Reisebericht

The background of the cover is a photograph of the Angkor Wat temple in Cambodia. The temple is shown in silhouette against a dramatic sunset sky with orange and yellow light breaking through dark clouds. The central tower is the most prominent feature.

Ein hintergründiger Reisebericht aus Asien, Afrika
und den Tiefen des menschlichen Daseins

Ernst Christen

Rad fahren und Nirwana

Reisebericht

Nirwana (Sanskrit: verlöschen, verwehen), erlöster Zustand, der frei von sämtlichen Leiden und individuellem Ichbewusstsein ist. Im übertragenen Sinn bedeutet es, dass nur im Nirwana die Flammen der Begierde, des Hasses und der Unwissenheit verloschen sind. Nirwana ist letzten Endes nicht beschreibbar und kann nur erfahren werden.

Alle Rechte sind vorbehalten.
Copyright © bei Ernst Christen

„Rad fahren und Nirwana“
von Ernst Christen
ISBN-13: 978 383 705 8048
Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt
2. überarbeitete Auflage

Gesamtkonzept (Text, Umschlag, Abbildung): Der Autor
www.ernst-christen.ch

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Teil 1	
Abenteuer, Freiheit und Morgendämmerung der Weisheit	9
Teil 2	
Organisation der Entwicklung und erste Befreiung	63
Teil 3	
Bestätigung	111
Teil 4	
Meditation und der Wert der Feinde	144
Teil 5	
Jesus und Buddha, Rastafarai, das Verstummen	156
Teil 6	
Allahs Garten, der Wind und die Leere.....	185

Geleitwort

Wirkliches Leben erfahren wir im Hier und Jetzt.
Die Vergangenheit ist schon vorüber,
und die Zukunft ist noch nicht da.
Nur im gegenwärtigen Augenblick
können wir das Leben wirklich berühren.

Thich Nhat Hanh

Teil 1

Abenteuer, Freiheit und Morgendämmerung der Weisheit

1. Kapitel

Fffff...

Schon wieder. Das ist der zweite platte Reifen heute.

Mutterseelenallein fahre ich durch eine überwältigende und berauschende Landschaft. Manche nennen sie Kurdistan, andere Osttürkei. Man ist in dieser Frage leider zerstritten und hat deswegen schon manches Leben achtlos zerstört und unermessliches Leid über Mensch und Land gebracht. Aber hier ist es ruhig und friedlich. Weit und breit ist keine Menschenseele zu sehen. Der kühle Wind braust über die baumlose Hochebene und hetzt mit seinen ungestümen Böen rasende Wellen über das grüne Gras. Graue und schwere Regenwolken bedecken den Himmel. Letzte Nacht hatte es heftig geregnet. Die noch nasse Straße ist weitem der einzige Hinweis auf menschliche Zivilisation.

Die undichte Stelle am Schlauch ist repariert. Es geht weiter. Weiter gegen den kühlen Wind, weiter durch die einsame und berauschende Landschaft. Etwa jede Stunde kreuzt mich ein Lastwagen. Stets wechseln wir per Handwink einen kurzen und stillen Gruß. „Salaam Aleikum.“ sage ich jeweils murmelnd, mehr zu mir selber. Mehr als vier oder fünf kurze Begegnungen pro Tag gibt es nicht. Es gilt sich mit der Einsamkeit zu arrangieren, sonst scheitert man. Schon seit vielen Tagen stehe ich mir selber Red und Antwort und murmle zuweilen verwirrte Dialoge mit imaginären Gesprächspartnern vor mich hin.

In der Ferne taucht am Straßenrand ein großes Schild auf. „Dogubayazit 20 km“. Es ist nicht mehr weit an die iranische Grenze. Ich gönne mir eine kurze Pause, verzehre fünf oder sechs getrocknete Feigen und bleibe ein paar Minuten im Windschatten der Straßenböschung liegen, um die schon ziemlich müden Muskeln zu entspannen.

Ich schwinde mich wieder in den Sattel. Weiter geht's. Klick! Ein feiner Ruck durchfährt das Fahrrad. Das war wohl ein Speichenriss am Hinterrad. Heute scheint nicht mein Tag zu sein. Rad ausspannen, Zahnkranz abziehen, Speiche einsetzen, Rad wieder zentrieren. Weiter geht's durch die stille und endlose Weite.

Ein Lastwagen fährt von hinten heran, überholt und hält ein Stück weiter vorne an. Der Fahrer steigt aus, wartet neben dem Anhänger und fragt mich mit einem besorgten Gesichtsausdruck, ob ich denn verrückt sei, allein mit einem Fahrrad durch die Osttürkei zu fahren. „Viel gefährlich!“ sagt er dramatisch in gebrochenem Deutsch und macht dazu eine Geste des Halsabschneidens. Er bietet mir eine Mitfahrgelegenheit an, die ich dankend ablehne. Fast täglich höre ich die gleichen Warnungen, doch die Menschen hier, egal ob Kurde oder Türke, sind mir gegenüber stets freundlich und hilfsbereit. Und unter den Opfern des türkisch-kurdischen Konflikts sind wenigstens bis jetzt keine interkontinentalen Radfahrer zu beklagen. Ich glaube nicht, dass es gefährlich ist. Die offenen Feindseligkeiten zwischen den Türken und Kurden schüren nur die Angst und den Hass unter den Menschen, und die beiden Völker verirrt sich schon vor langer Zeit in einer sinnlosen Spirale von Hass und Gewalt. Sehr zum Leidwesen aller Beteiligten.

Die Kilometer verstreichen nur sehr zähfließend. Minuten werden im Kampf gegen den heftig wehenden Wind zu gefühlten Stunden. „Dogubayazit 5 km“. Mehr als 10 bis 12 Kilometer pro Stunde schaffe ich unter diesen Umständen nicht.

Die ersten Häuser tauchen in der Ferne auf. Das ist Dogubayazit. Die iranische Grenze ist nun nah, zwei Stunden höchstens noch. In imposanter Gestalt erhebt sich links von der Straße der Berg Ararat. Man sagt, dass irgendwo an den Berghängen die Arche Noah gestrandet sei. Könnte sein. Wer weiß das schon? Vielleicht strandete der alte Noah ja tatsächlich irgen...

Fffff...

Abrupt reißt mich das Geräusch aus den Gedanken um den alten Noah und seine Arche. Schon wieder dieses leise aber unmissverständliche Zischen! Noch vor ein paar Wochen ärgerte ich mich über platte Reifen, doch inzwischen sind sie willkommene Geduldübungen. Aus der Not des Ärgers erwuchs der Leitspruch „Nicht ärgern, nur staunen“. Praktisch angewandt bewährt er sich stets aufs Neue und entwickelte sich zu einem heilsamen Leitgedanken.

Soeben fuhr ich am Schild „Gürbulak 15 km“ vorbei. In etwa einer Stunde sollte ich die türkisch-iranische Grenze erreichen. Die Gegend ist seit Dogubayazit wieder etwas dichter bevölkert. Ab und zu erblicke ich im Grasland weitab der Straße kleine Gehöfte, bestehend aus ein paar Hütten, manchmal auch die Zeltstadt von Nomaden. Rasch werden sie hinter meinem Rücken kleiner und verschwinden wieder.

In Gedanken versunken bemerke ich gar nicht, dass ich schon fast an der Grenze bin. Ich bin etwas besorgt, denn zwischen dem Iran und Irak wütet der unbeschreiblich brutale Golfkrieg. Zu allem Überfluss hörte ich gestern im Radio, dass die iranische Luftwaffe in einem fanatischen Vergeltungsschlag Bagdad bombardiert hatte. Irak seinerseits droht nun blindwütig mit einem Feuersturm der Rache. Ein General der US-Armee, die Saddam Husseins Bataillone in sämtlichen Gräueltaten mit Waffen und Know-how skrupellos unterstützt, fügte der Nachricht brüllend hinzu: „Iran will den Krieg der Städte! Und sie werden ihn kriegen!“ Dabei hat der Irak unter Saddam Husseins Diktat schon längstens begonnen iranische Städte zu bombardieren und schreckt auch nicht davor zurück, Giftgas und Biologische Waffen einzusetzen. Und die internationale Staatengemeinschaft schaut weg, während mächtige Industrienationen wie die Volksrepublik China, die Sowjetunion, Frankreich und die USA den Irak mit unsäglich brutalen Vernichtungswaffen überschwemmen und Geheimdienstwissen über die Bewegungen der iranischen Truppen freizügig weitergeben. Es ist zum Weinen.

Die Passkontrolle ist schnell abgeschlossen. Eine ganze Seite meines Reisedokuments ist mit Stempeln und schwungvollen arabischen Buchstaben verziert worden. Lesen kann ich nichts von alledem. Aber es sieht interessant aus. In einem anderen Gebäude folgt die Gepäckkontrolle.

„Haschisch, Whisky, Porno?“ fragt der Beamte laut und unfreundlich.

„No, thank you.“ sage ich höflich lachend, um die steife Atmosphäre ein bisschen aufzulockern. Es stellt sich aber ziemlich schnell heraus, dass der Beamte meinen Sinn für Humor nicht teilen kann, den Witz offenbar hundsmiserabel fand und nur noch unfreundlicher wird. Das ganze Gepäck wird darauf von A bis Z in einer langwierigen, em-

pörten und grimmigen Prozedur peinlich genau untersucht und der Pass, genau so grimmig, mit noch mehr Stempeln und hieroglyphischen Eintragungen versehen. Fertig. Mit einer geringschätzigen Handbewegung gibt man mir zu verstehen, dass ich nun gehen soll. Ich bin, wie mir scheint, mit Verdacht entlassen und verabschiede mich etwas distanziert aber angemessen höflich - einen guten Witz selbstverständlich tunlichst unterlassend.

„Maku 22 km“ steht auf einem Straßenschild gleich außerhalb des Zollgeländes. Bis dorthin will ich heute noch fahren. Seit der Grenze führt die Straße stetig leicht talwärts. So sollte ich in weniger als einer Stunde ankommen. Die Sonne, rot glühend einen Finger breit über dem Horizont, kündigt den Abend an und taucht die Landschaft in ein warmes Licht. Die Luft riecht nach feuchter Erde, nach Bäumen, Blumen und Wiesen. In einer weiten Kurve führt die Straße um einen Bergrücken, erreicht ein fruchtbares Tal und somit Maku. Am Ortseingang stehen gepanzerte Militärfahrzeuge mit Maschinengewehren um ein getarntes Zelt. Die Straße ist mit mehreren, schwer bewaffneten Soldaten, einem Schlagbaum, viel Stacheldraht und halbhoher Mauer aus Sandsäcken gesichert. Gefühle der Angst kommen auf. Jetzt bloß keinen blöden Witz machen, denke ich, als mich einer der Soldaten anhält und in gepflegtem Englisch freundlich begrüßt: „Willkommen im Iran. Wie geht es dir?“

„... gut... danke.“ antworte ich vorsichtig abwägend.

„Woher kommst du?“ fragt der Soldat weiter und lacht freundlich.

„Aus der Schweiz.“ antworte ich ein wenig erleichtert.

„Entschuldige bitte,“ fährt er fort, „es ist meine Pflicht, deinen Pass zu kontrollieren. Da du aber Gast bist in unserem Land, ist mir das unangenehm. Verzeih bitte.“

Diese Herzlichkeit hatte ich angesichts der schwer bewaffneten Soldaten nicht erwartet. Da wäre vielleicht sogar ein Witz drin gewesen. Nach einer oberflächlichen Kontrolle wechseln wir freundlich ein paar Worte über die Schweiz, den Iran und natürlich auch über den Krieg. Mit müdem und traurigem Gesicht erzählt er kurz von seinem Soldatenleben, der Angst, der unsäglichen Brutalität und Ungerechtigkeit des Krieges, spricht von ideologischer Verblendung, von Verwüstung ganzer Landstriche und unfassbarem Leid unter den Men-

schen. Ich höre ihm mitfühlend zu. Was hätte ich ihm in meiner betroffenen Sprachlosigkeit auch antworten können?

„Wenn der Krieg einmal vorbei ist und ich noch lebe“, fährt er freundlich fort, „dann will ich dein Land besuchen.“ Wir wünschen einander Frieden und reichen uns zum Abschied die Hände.

Ein paar hundert Meter weiter tauchen in der fortgeschrittenen Abenddämmerung die ersten Häuser auf. In ganz Maku brennt kein einziges Licht. Die Fenster der Häuser sind verdunkelt und die wenigen Autos fahren ohne Beleuchtung herum. Die Angst vor Saddam Husseins Bombern erstickt das Städtchen fast. Ein einfaches Nachtquartier ist schnell gefunden und nach einem bescheidenen Abendessen blase ich die Kerze aus, lege mich müde auf das Bett und schlafe bald ein.

TOCK TOCK TOCK! „OPEN THE DOOR! POLICE!“

Aus tiefem Schlaf schrecke ich hoch, ziehe verwirrt Hemd und Hose an, TOCK TOCK TOCK! „OPEN THE DOOR!“, stolpere schlaftrunken zur Tür, öffne sie einen Kopf breit. Das grelle Licht einer Taschenlampe leuchtet mir mitten ins Gesicht. Ich kann nicht erkennen, wer vor mir steht. Herzklopfen!

„Passport!“ befiehlt einer knapp und garstig. Nach kurzem Durchblättern steckt er ihn in seine Jackentasche, deutet in das Zimmer und sagt: „Control!“

Fünf bärtige, zum Teil uniformierte und bewaffnete Revolutionsgardisten, die mit absoluter Sicherheit keine Witze mögen – das ist mir schlagartig klar – treten in das Zimmer und beginnen mit meiner Einwilligung das Gepäck zu durchsuchen. Wie schon am Zoll werden Waffen, Drogen und Pornografie gesucht. Natürlich finden sie nichts dergleichen. Einer findet aber den Kassettenrekorder und zeigt ihn mit aufgeregtem Redeschwall den andern.

„What this?“ fragt einer.

„Music.“ antworte ich gestikulierend und angemessen freundlich. Er deutet auf die Kassetten und gibt mit knappen Befehlen in Persisch zu verstehen, dass er das hören will. Natürlich zeige ich mich kooperativ und gehorche. Es gibt ja auch nichts zu verbergen. Ich schiebe also eine der Kassetten in das Fach, drücke auf „Play“, Bob Marley erklingt und einen kurzen Moment später erhellt herzliches Lachen vier der fünf grimmigen Mienen. Obwohl dieser flüchtige Anflug von Fröhlichkeit die Gesichter gleich wieder verlässt, als nämlich

der Befehlshaber knapp und borstig anordnet, die Musik abzustellen, atme ich erleichtert auf. Das Eis ist gebrochen. Der Chef händigt mir den Pass wieder aus, sagt sachlich „O.K. - good night.“ und verlässt, gefolgt von seinen wieder grimmigen Mannen, das Zimmer.

„Good night.“ wünsche auch ich, schließe hinter ihnen die Tür und lege mich wieder hin.

2. Kapitel

Von „so ein Wahnsinn, mit einem Rad nach Indien zu fahren!“ über „unmöglich!“ bis „finde ich super!“ waren die Reaktionen Zuhause, als ich an einem milden und sonnigen Septembertag von dort losfuhr. In der Tat, gut vorbereitet war ich nicht, dafür aber fest entschlossen. Die einzigen Vorbereitungen bestanden in den erforderlichen Impfungen, dem Kauf des Fahrrads und ein paar wesentlichen Ersatzteilen. Als ich losfuhr, gehörten zum Beispiel zu meiner Ausrüstung sieben Bücher, fünfundzwanzig Musikkassetten und ein Kassettenrekorder. Dafür fehlten wichtige Gegenstände wie Regenbekleidung, Zelt und Kocher. Es galt also noch einiges zu lernen was das gepflegte Dasein eines Radreisenden anbelangt.

Die Idee zu dieser Reise steckte schon seit der Kindheit in meinem Kopf. Ich mag vielleicht elf oder zwölf Jahre alt gewesen sein, als ich in einer Zeitschrift einen Reisebericht über eine Fahrradtour nach Indien las. Ich blieb über die Jahre hinweg sehr angetan von der Idee, eine solche Reise auch selber anzutreten. Die sportliche Leistung hat mich allerdings nie sonderlich beeindruckt, viel mehr jedoch die schier unendliche und asketische Freiheit des Radfahrers, der riesige und einsame Landschaften aus eigener Kraft durchquert, zufrieden ist mit einem Minimum an Versorgung und unglaubliche Strapazen auf sich nimmt, um den höheren Lohn dieses freien und kargen Daseins in vollen Zügen zu genießen. Das wollte ich unbedingt auch erleben.

Knapp fünf Wochen bin ich nun mit dem Fahrrad unterwegs und vielleicht ein Viertel der Gesamtstrecke nach Indien liegt hinter mir. Über Italien, Griechenland und verschiedene Ägäisinseln erreichte ich in die türkische Küste. Die Grenzformalitäten brachten den ersten Kontakt mit komplizierten Beamten mit sich, denn der alberne Zöllner behauptete steif und fest, dass Touristen keine Fahrräder einführen dürften. Wäre ein Huhn da gewesen, hätte es schallend gelacht. Leider aber gab es am Zoll keine Hühner und so halfen alle guten Argumente nichts. Der einfältige Zöllner blieb stur und ließ sich nicht umstimmen. Selbstverständlich glaubte ich ihm kein Wort. Hinter vorgehaltener Hand gab er dann zu verstehen, dass ein Geschenk seine Meinung maßgeblich ändern könne. Der Gipfel der Frechheit! Da ich mich von

korrupten Beamten aus Prinzip nicht nötigen lasse, von einfältigen mit finanzieller Erwartungshaltung noch viel weniger, zog sich die Zollprozedur unnötig in die Länge. Aber nach einem beiderseits empörten Wortgefecht und der Androhung mit einer höheren Instanz über diesen Vorfall zu sprechen, war es dann doch so weit: Touristen dürfen wieder Fahrräder einführen. Also, geht doch. Schade nur, dass wir uns beide ärgerten.

Ich beschloss an diesem Tag, mich in Zukunft nicht mehr zu ärgern.

Die erste asiatische Ortschaft, ein touristisch erschlossenes Fischerdorf an der türkischen Ägäisküste, enttäuschte meine Erwartungen an die ursprüngliche Türkei. Wobei das weniger mit dem Dorf als mit meinen Erwartungen zu tun hat. Und so zog ich es vor weiterzufahren, um die wahre Türkei zu entdecken. Diese begann bereits am Ortsausgang. So nah hatte ich sie nicht vermutet.

Die kleine Straße führte weg von der Küste und stieg durch gepflegte Olivenhaine dem Innland entgegen. In den vielen Windungen und Kurven der Straße boten sich wunderschöne Ausblicke auf die Ägäis, das dunkelblau schimmernde Meer und die zahlreichen Inseln. Wie schön und befreiend war es doch, mit dem Rad unterwegs zu sein, die Ruhe und Weite der Landschaft in die Seele aufzusaugen, sie zu einem Teil meines Selbst zu machen. Der Geist befreite sich und begann in Gedanken völlig frei zu treiben. Erinnerungen an eine frühere Türkeiradtour kamen auf.

Überall auf dieser Reise wurde ich von völlig unbekanntem Menschen zum Essen, Übernachten und Verweilen eingeladen. Selbst wenn ich in Restaurant ging, lehnten die Wirte die Bezahlung oft ab. „Geschenkt“, sagten sie, schließlich sei ich ja Gast in ihrem Land. Die Einladungen nahmen kein Ende. Als typischer Westeuropäer, der in der dekadenten Spaß- und Konsumgesellschaft Westeuropas aufgewachsen ist und deren Werte als Richtlinie für sein Leben übernommen hat, ist man ab einer solch überschwänglichen Gastfreundschaft verwirrt. Ich war sogar misstrauisch und abweisend, weil ich das Gefühl nicht loswurde, dass die Leute etwas von mir wollten und ihre Einladungen bloß ein Vorwand seien. Schließlich war ich ja Fremder hier und wurde schon oft von gerissenen Basarhändlern schamlos über den Tisch gezogen.

In unserem Kulturkreis erfolgen Einladungen und Geschenke in aller Regel nur in der Gewissheit, dass sich die eingeladene oder beschenkte Person dessen auch würdig zeigt, sprich irgendeinmal eine Gegenleistung erbringt. Sonst ist der Gastgeber früher oder später beleidigt. Sieht man sich diese Umstände etwas genauer an, erkennt man, dass dieses Verhalten gar nichts mit Schenken zu tun hat, sondern bloßer Warenaustausch ist. Diese Art Schenken und Einladen trifft man hier weniger an. Die Leute schenken aus der Freude am Schenken und machen kein großes Gehebe daraus. So schön und edel dieses Verhalten ist, so fremd kam es mir vor. Zu fest steckte noch der materialistisch erzogene Europäer in mir. Geschenke erhalten sei schön, dachte ich, sie zu schenken aber weniger. Bald wurde mir aber klar, dass ich mich irrte und es dauerte nicht lange, wurde ich von dieser noblen und großzügigen Handlungsweise angesteckt. Dabei stellte sehr bald fest, dass im selbstlosen Schenken wahre Freude liegt, nicht nur fader Genuss und schale Sinnbefriedigung.

Ich frage mich, was es mit Genuss und Freude auf sich hat? Ist denn das nicht ein und dasselbe? Aus Genuss entsteht tatsächlich eine Art Freude, die jedoch nur von kurzer Dauer ist. Hat man das Genussobjekt einverleibt oder sich an dessen Besitz gewöhnt, verblasst die Freude und unser Wollen und Begehren konzentriert sich auf das nächste Objekt. Freude aber, die aus sich selber entsteht, vergeht nicht so schnell und hat mehr Substanz. Mit jeder arglosen Großzügigkeit erzeugt man ein bisschen mehr Lebensfreude, indem wir unserem Wollen und Begehren entgegenwirken und es beruhigen. Wahre Freude liegt daher nicht im Genuss, sondern nur in der Freude selber.

Mich beeindruckt sehr, wie viele Türken mit Fremden umgehen. In der türkischen Kultur werden Reisende in aller Regel zuvorkommend behandelt. Viele Türken sind der Ansicht, so wird mir wenigstens immer wieder versichert, dass Reisende Gäste sind in ihrem Land - und so wird man tatsächlich auch behandelt, den angebrachten Respekt dem Gastgeber gegenüber natürlich vorausgesetzt. So kommt es, dass ich immer wieder in aller Herzlichkeit eingeladen werde.

Verglichen damit ist die Gastfreundschaft unserer modernen, industriellen Kultur geradezu beschämend. Dieselben Menschen, die mich hier in der Türkei herzlich einladen und großzügig bewirten, werden bei uns als Eindringlinge betrachtet und oft als Menschen zweiter Klasse behandelt, die nicht erwünscht sind.

Wie kommt es wohl zwischen zwei Kulturen zu so verschiedenen Gegebenheiten in der Frage des Umgangs mit Fremden? Sind es die verschiedenen Religionen?

Die ruhige Nebenstraße mündete in eine große Hauptverbindung. Die Ruhe war weg. Auto um Auto und Lastwagen um Lastwagen drängte mit hoher Geschwindigkeit über die Straße. Und Rücksichtnehmen auf Fahrradfahrer kennt man hier leider kaum. Am nächsten Tag nahm ich wieder eine kleine Nebenstraße, die Hektik verschwand und die gewünschte Ruhe kehrte wieder zurück.

An den Religionen kann es nicht liegen. Der Islam sowie das Christentum empfehlen ihren Anhängern zu Fremden gut zu sein. Gastfreundschaft wird in beiden Religionen als Ideal hochgehalten. Was mag also der Grund sein? Ich fand keine Antwort, legte deshalb das Thema weg und beschränkte mich darauf, die vielen neuen Eindrücke, so wie sie waren, pur und unverdacht, durch mich hindurch fließen zu lassen. Ich nahm alles wie es kam und ließ es sofort wieder los.

Antworten auf große Fragen kommen in der Regel nicht durch angestregtes Nachdenken, sondern durch gedankenlose Intuition. Ich war schon eine geraume Zeit in der Türkei, befand mich schon im Kurdistan - oder eben in der Osttürkei, um allen gerecht zu werden - als mir die Antwort zufiel.

Mit dem Fahrrad fuhr ich weg von der Straße, über einen Parkplatz zu einer Raststätte. Neben dem Resturanteingang lag über sein Revier wachend ein Hund und als ich mich dem Eingang näherte, trafen sich unsere Blicke. Dieser Blickkontakt ließ schlagartig die Antwort über mich kommen:

„Das ist es! Es ist die Betrachtungsweise.“

Wie angewurzelt blieb ich im Eingang stehen, erfasst von tiefer Erkenntnis. In der Welt des Sehens kann man zwei Arten unterscheiden. An letzten Wahrheiten gemessen macht diese Zweiteilung wenig Sinn, um jedoch diese Wahrheiten zu verstehen, kann es sehr nützlich sein, ja sogar notwendig. Die zwei Arten nenne ich „materielles Sehen“ und „selbstloses Sehen“.

Dem materiellen Seher stellt sich die Welt primär als eine Ansammlung von Formen und Gestalten dar und er sieht diese Dinge auf sein Ich bezogen. Bei einem Fahrrad würde er nichts anderes als eben ein Fahrrad sehen. Vielleicht noch Einzelheiten wie Rahmen, Lenker, Sattel, die Farbe, ob klein oder groß, ob Rennrad oder Mountainbike und er wird diese Dinge aus sich heraus beurteilen. Er wird aus seiner Erfahrung und seinem Wissen heraus blitzschnell entscheiden, ob diese Dinge interessant oder uninteressant sind, ob sie ihm angenehm oder unangenehm sind. Er bewertet das Fahrrad.

Dem selbstlosen Seher hingegen eröffnet sich die Welt als System von Zusammenhängen, Verwandtschaften und Beziehungen. Er sieht ein Fahrrad als ein komplexes Gebilde technischer Funktionen, die ohne seine Erfahrung und ohne sein Wissen zueinander in Verbindung stehen. Er beurteilt das Fahrrad nicht von sich aus, sondern betrachtet es losgelöst von seiner Persönlichkeit, hat keinen Anspruch an angenehmes oder unangenehmes. Material bedeutet dem geistigen Seher nichts, höchstens in Beziehung zur Mechanik und deren Funktion. Er bewertet nicht, es sieht nur und versteht.

Ein anderes Beispiel für materielles und selbstloses Sehen findet man in der Betrachtung eines Menschen eines andren Erdteils.

Der materielle Seher betrachtet die äußeren, unmittelbaren Merkmale seines Mitmenschen, z.B. die Verschiedenheit der Hautfarbe, des Gesichts, Unterschiede im Körperbau, etc. Er wird diese Merkmale blitzschnell mit seinem gespeicherten Erfahrungsschatz und seinem Wissen vergleichen und dafür entweder Sympathie oder Antipathie fühlen. Mit Sicherheit sieht der materielle Seher auf Grund der äußeren Ungleichheiten einen anderen Menschen vor sich. Bei dieser Betrachtungsweise treten die Unterschiede zwischen den Menschen zu Tage und sie ist die direkte Basis für Rassismus und andere Verirrungen des menschlichen Geistes.

Der selbstlose Betrachter misst dem Äußeren keine maßgebliche Bedeutung zu. Er sieht in dem Menschen vor sich ein Charaktergebilde, er sieht Gefühle und Emotionen, ein lebendes Wesen. Nie wird er wegen äußerer Unterschiede auf ein Anderssein schließen, denn er sieht, losgelöst von seiner eigenen Persönlichkeit, die Gemeinsamkeiten alles Lebenden, nämlich das Streben nach angenehmen Gefühlen und das Vermeiden von unangenehmen Gefühlen.

Die Basis des materiellen Sehens ist unser gesammeltes Wissen, unsere gesammelte Erfahrung. Jegliches Sehen aus dieser Basis heraus ist persönlich motiviert und hat die Komponente unseres Ichs. Beim selbstlosen Sehen jedoch ist diese Basis inaktiv, es findet keine Verknüpfung mit unserem Wissen und unserer Erfahrung statt und die Dinge werden so gesehen, wie sie im Verhältnis zu ihrer Umgebung sind, ohne unser persönliches Zutun. Selbstlos eben. Der materielle Seher denkt, der selbstlose Seher erkennt. Der materielle Seher ist auf Grund seiner Gedanken um das Gesehene mit sich selber beschäftigt. Der selbstlose Seher jedoch bleibt in Verbindung mit dem Gesehenen und misst den geschauten Bildern nichts hinzu.

Es gibt nicht viele Menschen, die sich beider Betrachtungsweisen bedienen können, vor allem nicht unter den gestressten Industriemenschen, wo der unbeschränkte Genuss von angenehmen Gefühlen als höchstes Ziel des menschlichen Daseins gilt. Hier auf dem Land in der Türkei, wo fast niemand von der Industrie lebt, ist das selbstlose Sehen verbreiteter, sehr wahrscheinlich unbewusst und bedingt durch entsprechende Lebensumstände. Menschen, die nicht von der Industrie leben, keinen Fernseher besitzen und noch nicht vom grassierenden Virus des Fortschritts infiziert wurden, haben einfach mehr Zeit und Muße, was einer der wichtigsten Faktoren ist, der das selbstlose Sehen fördern kann.

Das war es auch, was die Antwort so schlagartig über mich kommen ließ. Der Hund schaute selbstlos in mich hinein, wie ich in ihn. Ich sah seine Gefühle, wusste, dass er mir nichts tun wird. Er wusste dasselbe von mir. Im Moment des kurzen Blickkontakts konnten wir auf Grund der selbstlosen Betrachtungsweise unsere Gefühle gegenseitig erkennen und uns ganz offen in die Herzen schauen.

Wenn ich mit dem Rad über längere Zeit durch eine ruhige Landschaft fahre, entleert sich dabei mein Kopf automatisch von sämtlichen Gedanken, überwindet dabei seine zähe Anhänglichkeit an Angenehmes und Unangenehmes, wobei sich dann jeweils dieses selbstlose Sehen einstellt.

Dies waren die ersten vagen Einsichten auf einem langen Weg zur Wahrheit.